

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Rezept für Trinker

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

Es sind hundert Jahre vergangen, seit der große Herrscher auf Osterreichs Thron gesessen, und noch immer nicht ist das Andenken an seine wunderbare Herzengüte, von der wir eben eine Probe erzählt haben, erloschen, noch immer lebt er fort im Herzen des Volkes, und das Volkslied singt von ihm:



Ich denk' so manchmal hin und her,  
's kommt doch kein Kaiser Joseph mehr;  
Wenn einem der ins Auge sah,  
Das war mein' Seel' ein Gloria!

### Rezept für Crinker.

Soeben hat die Uhr acht geschlagen; im Häuschen des Tagelöhners Ebert steht, wie immer zu dieser Zeit, die dampfende Mehlsuppe als Nachtessen auf dem Tisch und rings um sie blinken tiefe Teller mit Porzellanlackur und silberglänzende Zinnlöffel. Alles ist bereit, und nur das Haupt der Familie, der Vater, ohne welchen man das Essen nicht beginnen mag, fehlt noch.

Schon des öftern hat die Mutter, eine nette, behäbige Frau, in den fünfziger Jahren stehend, das Fenster geöffnet und die Dorfstraße nach dem Vater vergeblich hinuntergesehen. Jetzt geht Lisbeth, die älteste Tochter des Hauses, wieder ans Fenster, um ebenfalls auszuspähen.

„Er kommt,“ sagte sie, das Fenster schließend. „Da muß schon etwas Besonderes passiert sein, daß er solange ausbleibt. Denn ohne Grund bleibt der Vater niemals über die Zeit fort.“

„Wir werden ja hören,“ entgegnete die Mutter. „Die Hauptsache ist, daß er gesund und heil heimkommt, alles andere wird zu ertragen sein.“

Indem öffnet sich die Thüre und Vater Ebert tritt mit freundlichem „Guten Abend“ unter die Seinen. Er mochte, dem schon ziemlich grauen Haare nach zu schließen, einige Jahre älter als die Hausmutter, die Gefährtin seines Lebens, sein. Aber rüstig und beweglich war er immer noch, und auf seinem runden, gutmütigen Gesicht ruhte für gewöhnlich der Ausdruck der Zufriedenheit, der aber jetzt, als der Vater sich zu Tische setzte, den Wolken des Unwillens wich bei der Erinnerung an das, was er soeben erlebt hatte.

„Du bist nicht am besten gestimmt, Vater,“ sagte die Frau, als sie sich ihm gegenüber niederließ und, ihn scharf beobachtend, sich einen Teller Suppe schöpfte. „Etwas Besonderes muß doch schon vorgefallen sein, sonst hätten wir nicht so lange auf dich warten müssen.“

„Hast recht, Mutter,“ entgegnete er, „etwas recht

Widerwärtiges habe ich mit ansehen müssen. Du weißt, daß ich, um den Weg zu kürzen, stets über den Mattweg heimkomme und nie auf der Chaussee gehen will, bemerke ich drüben am Chausseegraben eine Menge schreiender Menschen, und um nach dem Grunde des Auflaufs zu sehen, ging ich hinüber. Und was sah ich da?! Der Zimmerlorenz, meines seligen Freundes Sohn, lag betrunken und besinnungslos im Straßengraben, über und über beschmutzt, und die wilde Rotte, die sich um ihn geschart hatte, trieb ihren Spott mit ihm. Der eine zog ihm die Stiefel aus, der andere legte ihm den beschmutzten Hut aufs Gesicht, der Bäckermichel aber füllte Lorenzens Taschen mit Steinen, damit er beim Aufwachen auch noch „Kies“ habe, wie Michel lachend sagte. Ihr könnt euch denken,“ fuhr Vater Ebert fort, „daß mich das ärgern und angreifen mußte. Den Lorenz, der früher ein so braves, nettes Büble und ein so vielversprechender Jüngling gewesen ist, in solchem Zustand zu finden, mußte mich tief schmerzen. Das sollte einen nicht aufs höchste empören, daß der Pöbel ihn zum Gegenstande des Spottes machte und seinen Unfug mit ihm trieb? Mag der Lorenz noch so tief gesunken sein, ein Mensch bleibt er immerhin und dazu noch der Sohn meines besten Freundes. Ich verwies daher den ungezogenen Burschen ihr wüßtes Benehmen und schaffte den Lorenz mit Hilfe des Metzgers, der eben aus der Stadt kam und darüber eines Sinnes mit mir war, heim zu seiner Mutter. Die arme, gute Frau raufte sich die Haare vor Verzweiflung, und ihre Thränen hätten Steine erweichen müssen. Ach, es ist ein Glend, wenn ein Mensch so weit sich verirrt, so weit von einer Leidenschaft sich hinreißen läßt, daß er alles freien Willens bar, los und ledig wird. Es ist ein Glend, sage ich euch,“ schloß er ärgerlich.

Bleich und feufzend legte Lisbeth den Löffel weg und sagte: „Ich hab' genug für heute.“ Die Mutter



Vater Ebert tritt mit freundlichem „Guten Abend“ unter die Seinen.

aber, vor der Lisbeth nie ein Geheimnis gehabt hatte, sah sie teilnahmsvoll und bedeutungsvoll an. Sie wußte, daß Lisbeth den Zimmerlorenz liebte, daß sie früher

auf ihn gehofft und gebaut hatte und alle ihre Hoffnungen nun begraben sah.

„Hast recht, Vater,“ sagte sie, „es ist wirklich ein Kreuz mit solch einem Menschen. Ich kann es gar nicht begreifen, wie einer so ins Trinken hineinkommen kann. Denn so groß ist doch der Durst bei den Menschen nicht, daß vielen das Trinken ein Bedürfnis sein könnte. Und wäre es Bedürfnis, dann würde das Wasser so gut oder noch besser den Durst stillen als Bier und Wein. Es ist also eine Leidenschaft, eine üble Angewohnheit. Aber wie einer dazu kommen kann, ist mir nicht recht verständlich, um so weniger, als ja auf jeden Raufsch ein Katzenjammer folgt und der Geldbeutel auch nicht gerade schwerer wird davon.“

„Hast ganz recht, Mutter, eine Leidenschaft ist das Trinken und zwar eine, die den Trinker an Leib und Seele zu Grunde richtet und auch dessen Angehörige mit ihm ins Elend zieht. Die Ursachen der Trunksucht aber können sehr verschiedene sein. Die einen sind erblich belastet, wie man's heißt; sie haben die Leidenschaft von den Eltern, die ebenfalls Trinker waren, geerbt. Das ist sehr schlimm für solche Leute, sie sind zu bedauern und, wenn Gott nicht ein außerordentliches Wunder an ihnen thut, für Zeit und Ewigkeit verloren. Das läßt erkennen, welche Verantwortung den Trinker trifft. Er versündigt sich gegen alles und jedes: gegen Gott, gegen die Natur, gegen sich und seine Angehörigen und gegen seine Nachkommen. Andere,“ fuhr Vater Ebert fort, „haben ganz brave und solide Eltern, wie z. B. der Zimmerlorenz, dessen Vater im Jahr keine zwanzig Schoppen trant, und werden doch Trinker und zwar aus übler Gewohnheit. So lange der Mensch jung ist, in seinen Kinder- und Jünglingsjahren, spürt er gar kein Verlangen nach Spirituosen. Aber nun giebt es Eltern, die durch Unverständnis die Kinder zu Trinkern heranziehen. Wie oft sieht man, daß eine Mutter oder ein Vater dem Kinde, wenn es kaum übers Säuglingsalter hinaus ist, Wein oder Bier trotz allen Sträubens eingiebt, daß sie sich etwas darauf einbilden, wenn sie solch ein unschuldiges Wesen so weit an dieses Gift gewöhnt haben, daß es wie ein „Alter“ trinken kann, wie sie prahlend sagen. Solche Eltern dürfen sich aber dann weder wundern, noch beklagen, wenn der Sohn ein Säufer und die Tochter ausschweifend wird, und über die Schwere der Verantwortung werden sie nicht mehr lange im unklaren sein, wenn sie die Folgen dieses Lasters an eigenen Leibe erfahren. Gefährlicher noch als die Kinder werden dem Menschen die sogenannten Flegeljahre. Der Bube will ein Mann sein, als Mann angesehen werden und es den Männern gleichthun. Nicht weil er Durst hat oder ein Bedürfnis nach geistigen Getränken fühlt, geht er ins Wirtshaus, sondern einzig und allein, weil andere Männer das auch thun; weil andere es auch thun, trinkt er zwei, drei, fünf und zehn Schoppen, ob schon Magen und Gaumen sich anfangs entsetzlich dagegen sträuben, und weil der

Wirt ihn über den Schellenkönig lobt, setzt er vor dem Heimgehen noch ein Kirchwasser oder einen Trusen darauf, und der Kellnerin zuliebe stellt er sich mit der Zeit mittags nach dem Essen und abends nach der Arbeit ein. Mit einem Wort: er wird ein Wirtshausfiker, er sitzt aber nicht nur, sondern er trinkt, je länger, je mehr. Das Trinken wird zur Gewohnheit, die Natur verlangt's immer mehr, und die Leidenschaft ist fertig.

„So ist's auch mit dem Zimmerlorenz gegangen. Er war ein schöner, fleißiger, gutmütiger Bursche, verdiente viel Geld, und solche Leute wissen die Wirte, die Kameraden und Kellnerinnen zu schätzen und einzuziehen. Auch der Bärenwirt und seine Leute wußten Lorenzens Gutmütigkeit auszunutzen. Seit er zum erstenmale die Schwelle jenes Hauses betrat, ist er nicht mehr zum Kennen. Der gute Geist ist von ihm gewichen und hat dem bösen freien Einzug gelassen. Es ist schade um den Burschen,“ so schloß Vater Ebert betrübt.

Lisbeth, ein schlantes, bewegliches Mädchen mit kastanienbraunen Haaren und Augen, aus denen Energie, Herzengüte und Klugheit blitzten, räumte den Tisch ab und übergab das Geschir der jüngeren Schwester Lina, an der heute die Reihe des Spülens war. Dann nahm sie den angefangenen Strumpf, setzte sich strickend zu den Eltern an den Tisch und meinte nach einer Weile: „Ja, so wie der Vater eben sagte, wird es in den meisten Fällen gehen. Auf diese Weise, durch Großmannsucht und Verführung werden die jungen Leute Trinker. Wie aber, wenn man dem Einfluß der Wirtsleute einen andern, edlern, entgegensetzt? Meint ihr nicht, daß der Mensch, wie er zum Bösen verführt, ebenso zum Guten herangezogen werden kann? Und nun gar der Lorenz! Der ist ja die Gutmütigkeit in Person. So tief er schon gesunken ist, die Hoffnung für seine Umkehr kann ich nicht gut aufgeben.“

„Du kannst und willst sie nicht aufgeben, liebes Kind,“ entgegnete der Vater, „weil damit auch deine eigenen Wünsche begraben werden. Aber ich sage dir, mit dem Lorenz ist nichts mehr anzufangen. Was habe ich, was haben andere gute Menschen schon versucht, mit Strenge und Milde ihn ermahnt — alles umsonst. Heute gelobt er Besserung unter einer Flut von Thränen, und morgen ist er schon wieder betrunken. Auch all die Bitten und Vorstellungen, Thränen und Seufzer seiner Mutter — wenn diese ihn von seinem Wandel nicht abbringen können, welche Macht der Welt sollte es dann thun?“

„Ich,“ sagte Lisbeth mit Zuversicht. „Ich gelte etwas bei ihm. Während unserer Schulzeit war er immer folgsam wie ein Lamm, und ich bin fest überzeugt, daß wenn er nicht drei Jahre in der Fremde, sondern immer unter meinen Augen gewesen wäre, er doch nicht so weit hätte herunterkommen können.“

„Du liebst ihn halt,“ entgegnete die Mutter, „und die Liebe glaubt, hofft und duldet. Aber so gern ich mit dir hoffen möchte, ich kann es nicht mehr.“



Der Lorenz ist zu tief gesunken, er hat gar keinen freien Willen mehr."

"Aber ich habe einen," sagte Lisbeth, indem ihr Auge hell aufleuchtete. "Je schwächer der seine ist, um so eher wird er dem meinen sich fügen, nach dem meinen sich richten und folgen."

"Da müßtest du aber Tag und Nacht um ihn sein können," sagte der Vater. "Seiner Gutmütigkeit wegen glaube ich schon, daß er in deiner Gegenwart sich hält, aber wie er hinauskommt und ein Wirtshaus sieht, dann zerfliegen seine guten Vorsätze wie Spreu vor dem Winde, und er betrinkt sich wieder."

"Wir wollen sehen," entgegnete Lisbeth, "ich gebe die Hoffnung nicht auf. Unser Pfarrer sagte einmal, wie man einen Menschen nie ganz aufgeben könne, so lange er atme, so dürfe man auch mit den Versuchen, ihn zu bessern, nicht erlahmen. Bei Gott sei kein Ding unmöglich und es sei schon oft dagewesen, daß die gesunkensten Menschen noch die ersten geworden seien, während solche, auf die man die größten Hoffnungen setzte, elend umlamen. Und drum will ich es mit dem Lorenz versuchen. Schon morgen gehe ich hinüber und mache ihm den Koft recht runter, daß er sich schämen muß wie ein begoffener Fudel."

"Das thut er auch," sagte der Vater. "Aber morgen ist er doch wieder betrunken. Du kennst den Lorenz nicht, Lisbeth. Mir hat er schon mehr wie tausendmal Besserung versprochen, aber gehalten hat er das Versprechen niemals. Seine Natur ist zu sehr an die geistigen Getränke gewöhnt, als daß er sie lassen könnte. Das Verlangen nach ihnen ist sein stilles Morgen-, Abends- und Tischgebet."

"Mag sein, aber ich mache den Versuch," schloß Lisbeth, "und jetzt gehe ich ins Bett."

"Und wir auch, Vater," sagte die Mutter, indem sie aufstand und die Kerze anzündete, während der Vater das Lampenlicht ausblies.



Die Zimmerseppin, Lorenzens Mutter, ist am Kochen des Morgenkaffees. Aber nicht stink und bewußt wie gewöhnlich thut sie diese Arbeit. Nur mechanisch legt sie dem Feuer neue Nahrung zu, mechanisch langt sie, während schwere Seufzer der Brust sich entringen, nach Kaffeedose und Eichorienpaket, und ihrem blaffen, abgehärmten Gesichte sieht man es an, daß sie verwichene Nacht mehr geweint als geschlafen hat.

Der Lorenz aber liegt drinnen in der Kammer. Der Kopf thut ihm weh, eingefallen sind die Augen, wirr die Haare und bleiern die Glieder. Erst auf den wiederholten Ruf der Mutter erhebt er sich, um



„Habe gehört, Euer Lorenz sei schwer krank.“

das Frühstück, von dem er einige Besserung seines Zustandes erhofft, einzunehmen.

Weil sie weiß, daß es doch nichts nützt, wenn sie ihm über sein Betragen Vorwürfe macht, und weil die eindringlichste Predigt erfolglos an den Wänden verhallt, setzt die Zimmerseppin still und ruhig das Frühstück vor den Sohn, und dieser trinkt ebenfalls still und ruhig seine Schale Kaffee, weil das böhe Gewissen den Mut zu einem Gespräch bei ihm nicht auskommen läßt.

Schon wollte er sich wieder erheben, um dem Bett, da er heute doch nicht arbeitsfähig war, wieder einen Besuch zu machen, da öffnete sich die Thüre, und herein trat mit einem freundlichen „Guten Morgen!“ Lisbeth im ganzen Reiz jungfräulicher Schönheit.

„Habe gehört," begann sie, "Euer Lorenz sei schwer krank, Zimmerseppin, und so bin ich gekommen, um zu sehen, ob ich Euch bei der Pflege nicht dienlich sein kann. Der Lorenz war ja mein Schulkamerad und Jugendfreund, und solche läßt man nicht so leicht im Stich."

Der Lorenz wurde abwechselnd rot und weiß vor Scham und — Furcht. Ja, er fürchtete die Lisbeth und schämte sich zugleich vor ihr, weil er den Abstand zwischen sich und ihr, der sittenreinen Jungfrau, wohl fühlte, und weil er sich der Schuld, diesen Abstand selbst bewirkt zu haben, voll bewußt war. Er fürchtete den Vorwurf ihrer klaren Augen, noch mehr aber ihre Bredjamkeit, von welcher sie schon verschiedene Proben abgelegt hatte.

"Der Lorenz ist weiter nicht krank," sagte die Zimmerseppin, "aber er hat gestern wieder einen rechten Kaufsch gehabt und hat heute daran zu leiden."

"So, Lorenz, also deswegen bist du gestern abend im Straßengraben gelegen, deswegen hat man dich

heimtragen müssen? Lorenz, Lorenz," sagte sie schmerz-  
lich bewegt, "wo bist du hingekommen?"

"O Lisbeth," stöhnte er, "bitte, laß mich gehen,  
ich bin ein elender Mensch, ich weiß es ja, und nie-  
mand leidet mehr darunter als ich."

"Ja, das bist du, Lorenz," entgegnete Lisbeth,  
"ein elender Mensch bist du geworden, der Mutter  
zum Kummer und Verdruß, der Welt zum Argerniß,  
dir selbst zur Plage, wo du deinen Anlagen nach  
einer der besten und glücklichsten sein könntest. Drum  
beinne dich, Lorenz, kehre um, weil es noch Zeit ist!  
Laß das leidige Trinken, meide die Wirtshäfen und  
werde ein Mann!"

Lisbeth war Lorenzens Freundin gewesen von  
jeher, sie liebte ihn, und sein Lebenswandel erregte  
mehr ihr Mitleid, ihre Sorge als ihren Unwillen.  
Kam der letztere doch einmal, dann war dieser Un-  
wille ein heiliger, es war gerechte Entrüstung, und  
nicht Hohn, der verdammten und beleidigen will.  
Es kostete sie viele Mühe, viel Überwindung, in  
diesem Tone mit ihm zu reden. Aber sie fühlte,  
es mußte sein, wenn er sein Elend ganz einsehen  
und zur Umkehr bewogen werden sollte.

Und als dann der Lorenz unter der Wucht ihrer  
Worte auf den Stuhl sich niederließ und stöhnend  
sagte: "D es ist schon zu spät, es verachten mich  
ja alle, auch du, Lisbeth," da änderte sie den Ton  
und ließ die Liebe zur vollen Geltung kommen, in-  
dem sie sich zu ihm setzte und, seine Hand erfassend,  
ihn und bescheiden und tröstend sagte: "Nein, es ist nicht zu  
spät, Lorenz. Noch liegt ein langes, schönes Leben  
vor dir, wenn du umkehrst und dein Trinken auf-  
gibst, noch eine lange Zeit, in welcher du durch  
Wohlfverhalten alles Vergangene gut machen, ja  
vergessen machen kannst. Und alle verachten dich  
gewiß nicht," fuhr sie fort, ihm liebevoll in die  
Augen sehend, "wenn alle dich verachten, deine  
Mutter und ich thun es gewiß nicht. Uns befehlt  
nur das Mitleid für dich. Ein anderes Gefühl  
darfst du bei uns beiden nicht vermuten, auch wenn  
wir einmal ernst zu dir reden. Wenn ich dich ver-  
achtete, dann säße ich jetzt nicht neben dir, Hand  
in Hand."

"O Lisbeth, wie mich das freut," sagte er. "Wenn  
ich das hätte wissen können, wie oft schon wäre ich  
abends zu euch z' Liecht gekommen und wäre dann  
vielleicht vor manchem Rausch verschont geblieben.  
Aber ich wagte es nicht mehr, dir unter die Augen  
zu treten. Ich glaubte, du müßtest mich verachten,  
weil ich wohl fühlte, daß ich nichts anderes verdiente.  
O Lisbeth, wenn du immer um mich sein könntest,  
vielleicht, daß es doch besser mit mir würde."

"Um mich sein kannst du ja, so viel du nur willst  
und deine Zeit es zuläßt. Jeden Abend bist du bei  
uns willkommen, wenn du nüchtern und anständig  
bist. Aber betrunken möchte ich dich allerdings nicht  
sehen. Es thäte mir zu weh. Aber jetzt muß ich  
wieder heim, und du gibst mir, da du zum Arbeiten  
heute doch nichts taugst, das Versprechen, daß du  
dabei bei deiner Mutter bleibst und kein Wirtshaus

besuchst. Versprich es mir," bat Lisbeth innig,  
"und halte dich, dann kannst du heute abend schon  
bei uns auf Besuch kommen."

Und zagend, wie einer, der seiner Sache doch nicht  
so gewiß ist, legte er seine Hand in die ihre und  
sagte: "Wenn es mir möglich ist, Lisbeth, bleibe ich  
daheim, dir zuliebe, denn du, Lisbeth," setzte er  
schüchtern bei, "bist mir doch noch das Liebste auf  
der Welt."

"Gesagt ist so was gleich und leicht," entgegnete  
sie ihm. "Allein ich will auch Beweise haben. Die  
Liebe, heißt es, trage, dulde, hoffe und könne alles.  
Wenn du mich also liebst, dann kannst du auch  
Wort halten und mir zuliebe wenigstens heute einmal  
das Wirtshaus meiden. Thust du es nicht und  
bringst du es nicht fertig, dann ist deine Liebe zu  
mir nicht weit her und hat geringen Wert."

"Ich bleibe daheim, Lisbeth, und wenn es mich  
umbringt," gab er ernst zurück.

"Nun, so b'hüt' Gott und komme dann abends  
zu uns. Ich werde es dir so angenehm bei uns  
zu machen suchen, als es nur möglich ist. B'hüt'  
Gott und halt' dich gut!"

Damit war sie verschwunden. Der Lorenz aber  
drückte den Kopf in beide Hände und weinte.

"Also doch noch einen Menschen," sagte er, "habe  
ich, der mich nicht verachtet, nicht verdammt, viel-  
mehr mich tröstet und mich aufheben will aus dem  
Sumpf der Leidenschaft. O Lisele, wie dankbar  
bin ich dir für diese Stunde," fuhr er im Selbst-  
gespräch fort. "Du hebst mich wieder auf, stärkst  
meine Hoffnung auf Besserung. Ja, dir zuliebe  
bleibe ich daheim heute, und wenn es mein Tod  
ist," versicherte er sich selbst noch einmal.

Lisbeth aber stand draußen in der Küche und gab  
der Zimmerseppin allerlei gute Lehren, wie sie den  
Sepp behandeln solle.

"Der Lorenz," sagte sie zu der alten, gebeugten  
Frau, "hat mir versprochen, in die Hand hinein  
versprochen, daß er heute daheim bleibt. Kann er  
es halten, dann ist noch Hoffnung da auf seine  
Umkehr. Daß er es besser halten kann," sagte Lis-  
beth, "müßt Ihr ihm etwas Handreichung thun,  
Ihr müßt ihm also im Verlauf des Tages hin und  
wieder ein Glas Bier holen. Denn wie der Mensch  
sich nur allmählich ans Trinken gewöhnt, so kann  
er es auch nur nach und nach aufgeben. Das  
Trinken, merkt es, Zimmerseppin, ist zur zweiten  
Natur geworden und kann ohne Schaden für die  
Gesundheit nicht plötzlich entzogen werden. Also  
sorgt, daß der Lorenz heute seine fünf bis sechs Glas  
Bier bekommt. Ich selbst werde ihm eine schöne  
Geschichte zum Lesen schicken, welche ihn belehren  
und unterhalten soll. Mit Geduld und Klugheit  
muß man einen solchen Menschen zu behandeln  
suchen und all seine freie Zeit in Anspruch nehmen.  
Für jetzt b'hüt' Gott, Zimmerseppin!"

"B'hüt' Gott, Lisbeth," sagte gerührt und hoff-  
nungsfreudig die alte Mutter.

Und ihre Hoffnung sollte nicht vergeblich sein.

Der Lorenz hielt wirklich Wort. Er, der seit seiner Heimkehr aus der Fremde keine halbe Stunde mehr daheim hatte aushalten können, saß nun, der Lisbeth zuliebe, den ganzen Tag am Tisch, in Coopers "Lederstrumpf" vertieft und zwar so vertieft, daß ihm die Stunden nur so verfliegen und er ganz verwundert aufschaute, als ihm die Mutter das Abendbrot, Suppe, Salat, Wurst und einen Krug Bier vorsetzte.

"Ja, ist das möglich?" sagte er, "daß es schon Zeit zum Abendessen ist. Wie mir doch der Tag so schnell vorüberging über dem Lesen. Die Lisbeth hat aber auch meinen Geschmack getroffen. Ich sag' dir, Mutter, die Geschichte ist zu schön. Wenn ich nicht zur Lisbeth müßte, mein Seel, ich würde noch bis 10 Uhr fortlesen."

"Das kannst du dann morgen abend," sagte die Mutter, die sich an Lorenzens Begier am Lesen freute. "Heute müßt du der Lisbeth Wort halten und sie besuchen. Aber hinten über die Matten müßt du gehen, damit es niemand merkt, hat mir Lisbeth noch anbefohlen. Gehst du durchs Dorf, dann weiß es morgen früh schon alles, daß du bei ihr gewesen bist, und das will sie vermieden haben."

Dieses Verlangen Lisbeths war eine gute List. Es lag ihr gar nichts dran, wenn die Leute erfuhren, daß Lorenz sie besuchte. Aber wenn er über die Matten den Weg nahm, traf er kein Wirtshaus, kam also auch nicht so leicht in Versuchung, während an der Dorfstraße der "Löwe" seine Branten, der "Bär" seine Pranken und der "Hirsch" seine Geweihe herausstreckte, so daß man leicht hängen bleiben konnte, wenn man Lorenz hieß.

Mit herzlichster Freude wurde Lorenz von Lisbeth und deren Eltern, die schon von ersterer über seinen Besuch unterrichtet waren, willkommen geheißten. Als ob er nicht der verkommene Lorenz, sondern ein aus der Fremde heimgekehrter, lieber Sohn wäre, wurde es ihm bequem gemacht. Die Mutter stellte den Polsterstuhl vor den Tisch, hieß Lorenz Platz nehmen, Lisbeth setzte ein Glas Bier vor, Vater Ebert bot ihm eine Cigarre an, die Lina in Brand steckte, so daß es dem Lorenz, der nur staunen, trinken, rauchen und zuhören konnte, wie dem Peter im Schlaraffenland vorkam. Denn wie wußte Lisbeth zu erzählen und zu unterhalten, und wie klug und hinreichend war sie in der Wahl ihrer Geschichten. Lauter lustige, gemüthvolle und herzerquickende Erzählungen gab sie zum besten. Daneben flocht sie noch Tagesgespräche, allerlei Neuigkeiten mit ein, um ja nicht langweilig zu werden.

Lorenz war ganz Auge und Ohr und hing förmlich an Lisbeths Lippen. Es schien ihm, als könne er aus ihren Augen sein ferneres Lebensglück lesen. Im stillen wunderte er sich gewaltig, wie er über der Kellnerin nur die Lisbeth habe vergessen können. Diese habe doch Verstand und Herz, sei ein kreuzbraves Mädchen, während jene es nur auf den Geldbeutel der Leute abseht und schäkern und schmeichelnd von einem zum andern hüpfet.

Es wurde zehn Uhr, der Lorenz wußte nicht wie. Er erhob sich, um den Heimweg anzutreten, und Vater Ebert gab ihm auf einen geheimen Wink Lisbeths das Geleite, weil er, wie das so sein Brauch sei, sich doch noch in frischer Luft ergehen müsse, wie er zu Lorenz sagte.

Auf diese Art und Weise nahm Lisbeth den Lorenz in der Folgezeit in liebevolle Obhut. Auf alle seine freie Zeit wußte sie Beschlag zu legen, ohne aufdringlich oder lästig zu fallen. Sie wurde im Bestreben, den Lorenz wieder auf die rechte Bahn zu bringen, eine rechte Erfinderin. Immer wußte sie ihm etwas Neues oder Unterhaltendes vorzulegen, immer ihn zu erquicken und zu erfreuen, so daß es in der Folge fest bei ihm wurde, daß er ohne das Lisbethli, wie er sie nannte, nicht mehr leben könne. Und weil er das meinte, fragte er sie eines Tages, ob sie sein Heim mit ihm teilen wolle.

"Offen gestanden, Lorenz," sagte Lisbeth, "ich hab' dich von Herzen gern und will deine Frau werden, wenn du noch ein Vierteljahr so brav bleibst und dich nicht mehr betrinkst. Deine Besserung muß sich bewähren, ehe ich fröhlichen Herzens zum Altar mit dir treten und ja sagen kann."

Lorenz willigte gern in diese Bedingungen ein, hielt sich auch während der bestimmten Frist ausgezeichnet, so daß der Pfarrer eines Sonntags zur Verwunderung der ganzen Gemeinde ausrufen konnte: "Zum Sacrament der Ehe haben sich entschlossen Lorenz Mäder, des seligen August Mäder und der Barbara Mäder, geborenen Buri, ehelicher Sohn von hier, und Elisabeth Ebert, des Jakob Ebert und dessen Ehefrau Anna Ebert, geborenen Maurer, eheliche Tochter, ebenjalle von hier."



Der Lorenz hob sie wie einen Federball in die Luft.

bleich wie Kalk und scheinheilig wie eine Klosterfrau. Wieder andere aber belobten Lorenz ob seiner Besserung und wünschten ihm zu seinem Vorhaben von Herzen Glück.

Lisbeth aber sagte zu ihrem Lorenz: „Lob oder Tadel, beides kann uns ziemlich kühl lassen. Die Hauptsache ist, daß wir uns genügen, das Glück in uns selbst suchen und an Leib und Seele gesund bleiben. Und was ich dazu beitragen kann, soll mich nie ermüden.“

Der Lorenz aber gab der Braut einen Kuß, hob sie wie einen Federball in die Luft und sagte jubelnd: „Und so, wie jetzt, werde ich dich durchs ganze Leben auf den Händen tragen, du mein lieber Schutzengel du!“

\* \* \*

„Jetzt hab' ich ihn, jetzt ist er mein Mann, ich brauche nicht mehr zu schmeicheln, mich nicht mehr so zu putzen, er ist durch Gesetzes Bande und die Hand des Priesters an mich gebunden und kann so leicht nicht mehr loskommen,“ so denkt manche junge Frau und wird nachlässig, läßt es an der nötigen Aufmerksamkeit und Keilichkeit fehlen, wo doch das alles gerade nebst der Liebe das Familienglück erst dauernd macht. Wo sie fehlen, kann trotz Gesetz und Segensspruch gar vieles aus den Fugen gehen. Eine Frau, die unreinlich, schlampig und gleichgültig ist und nicht immer neue Reize zu entwickeln versteht, wird auf die Dauer den Mann nie an sich zu fesseln vermögen. Und fühlt er erst ein Unbehagen, dann sucht er Freude und Erholung auswärts, er geht ins Wirtshaus, wird zum Trinker und bringt Elend über sich und seine Familie.

Das alles sah Lisbeth wohl ein. Sie wußte, daß sie fürsorglich und liebevoll sich um den Lorenz bemühen müsse, wenn er auf dem rechten Weg bleiben sollte. Und als Lorenzens Mutter einmal sagte, sie, die Lisbeth, sei auch gar zu sehr um den Lorenz besorgt, das sei doch jetzt, wo er längst wieder auf rechten Wegen wandle und ein so tüchtiger und liebevoller Sohn, Gatte und Vater geworden sei — es lag nämlich nach Jahresfrist ein wunderhübsches Buble in der Wiege — nicht mehr so sehr nötig, da erwiderte Lisbeth: „So, meint Ihr, Mutter? Ich meine das Gegenteil: je länger, je mehr muß ich den Lorenz bewachen, beschützen und bewahren, daß er nicht wieder in seine alte Leidenschaft zurückfällt. Schaut nur hinaus in unser Gärtchen. Vor vierzehn Tagen erst haben wir das Unkraut ausgejätet, und doch wuchert es schon wieder üppig auf, so üppig, daß die Nutzpflanzen ersticken müssen, wenn wir es nicht an seinem Wachstum hindern. Nicht anders ist es beim Menschen. Das Böse oder vielmehr der Keim dazu steckt so tief in unserer Natur, daß wir ihm erliegen, wenn wir nicht äußerst wachsam sind und mit aller Kraft das Gute ihm entgegenhalten. Erst letzte Woche habe ich zu meinem Schrecken wahrnehmen müssen, daß unser Lorenz noch lange nicht so gefestigt ist, daß er allein der Versuchung auf die Dauer widerstehen könnte. Ich hatte nämlich am Morgen, als ich im Laden war, das Salatöl mitzunehmen vergessen, und wurde es erst gewahr, als ich abends den Salat zurichten wollte. Ich springe also hurtig die Dorfgasse hin-

unter, um das Öl zu holen. Wie ich nun in die Nähe vom „Bären“ komme — es war stockfinster —, da höre ich zwei Männer miteinander reden und erkannte die eine Stimme als die meines Mannes, während ich an der anderen den Fischersepp heraushörte. Mein guter, lieber Mann beim Fischersepp, in Gesellschaft dieses Lumpen! Mutter, es ging mir ein Stich durchs Herz.“

„Komm doch,“ sagte der Fischersepp, „sei kein Kind und geh mit und trink einen Schoppen. Der Bärenwirt hält jetzt Storchbräu; ich sage dir, das ist ein Trunk, wie man ihn in der ganzen Welt nicht besser trifft, und das Lokal erst, das solltest einmal sehen. Das hat sich auch verändert, seit du nicht mehr drin warst. Parkettboden, neues, massives eichenes Büffet mit Silberhahnen und elektrischem Licht. Wie im Himmel sitzt sich's drin, sag' ich dir, und die Sachsektellnerin — sie nennt sich Ursula von Bredow, hat himmelblaue Augen, perlglänzende Zähne und semmelblonde, wunderbar glänzende Haare — bedient wie eine richtige Hebe. Komm, Lorenz, und sei kein Narr!“

„Es geht nicht,“ entgegnete zu meiner Freude Lorenz. „Meine Frau ist pünktlich wie die Uhr. Punkt halb acht steht das Nachtsessen auf dem Tisch, und wenn ich nicht käme, würde sie sich kränken und sorgen. Ich muß heim!“

„Na,“ entgegnete der Fischersepp, „das hätte ich nie gedacht, daß du noch solch ein Waschlappen würdest. Wer wird sich auch um das Gebelfer eines Weibes kümmern. Das kann doch nur ein ausgemachter Pantoffelheld, wie du, scheint's, einer geworden bist. Komm und laß deine Alte reifen und zanken und genieße das Leben, wie es eines Mannes würdig ist. Deine Alte muß ein rechtes Ripp sein, daß sie dich so im Zaum hält und wie einen Schulbuben behandelt.“

„Fischersepp,“ sagte mein Lorenz, „einen Schoppen hätte ich wahrscheinlich mit dir getrunken, das wäre keine Todsünde gewesen. Aber die Titel, welche du meiner Frau giebst, muß ich mir für alle Zeit verbitten. Ich habe keine »Alte«, sondern eine liebe, junge Frau, die mehr Verstand im kleinen Finger hat als du im ganzen Leib. Sie ist kein »Rippe«, sondern die Güte selbst, und wenn sie in gutem mich vom Wirtshaus zurückhält, so meint sie es nur gut und behandelt mich deswegen nicht als Schulbuben, macht mich im Gegenteil dadurch erst recht zum Manne. Und jetzt, gerade jetzt, weil du sie so herabzusetzen suchtest, gehe ich heim zu ihr und nicht mit dir in den „Bären“, und wenn alles von Gold glitzert drinnen.“

„Mutter,“ sagte Lisbeth, „Ihr glaubt nicht, wie Lorenzens Worte, sein Betragen mir im tiefsten Grund des Herzens wohl thaten. Alle meine Mühen und Sorgen waren dadurch reich belohnt. Ich hätte dem Lorenz gleich an den Hals fallen mögen, ging aber, weil ich solches auf der Straße nicht für schicklich hielt, von ihm unbemerkt in den Laden, um mein Öl zu holen. Wie ich heimkomme, sitzt er



schon auf dem Stuhl und hat den Kleinen im Arm, und das Glück lacht ihm aus dem ganzen Gesicht. Und warum hat er dem Fischersepp, warum der Versuchung widerstehen können? Weil er mich liebt und achtet und daheim ein trauliches Stübchen findet. Und diese Gemüthlichkeit zu erhalten muß mein eifrigstes Bestreben sein. Die Liebe zu den Seinen und die Freude an seinem Heim müssen ihm über alles in der Welt gehen, dann ist er gegen jede Versuchung gefeit."

"Du bist halt ein Goldweib," entgegnete die alte Mutter, "mit dir hat der Lorenz mehr gewonnen, als wenn ihm das große Los zugekommen wäre."

"Ich thue bloß meine Pflicht und Schuldigkeit, Mutter. Der Lorenz arbeitet für uns, daß wir zu leben haben, und da ist es an mir, seiner Frau, daß ich ihm die Stunden des Dabeinseins so angenehm als möglich zu machen suche. Der Mensch ist kein Lastthier, das man für des Tages Sorgen und Mühen mit einer Krippe voll Futter entschädigen und befriedigen kann. Der Mensch hat sein Gemüth, welches Speise und Erquickung so gebieterisch verlangt wie der Leib. Das Herz will Freude und Liebe, und wo soll es sie finden, wenn nicht im traulichen Heim? Gewiß, es stünde in den meisten Familien besser, wenn die Frauen sich ihrer Pflicht voll bewußt wären, wenn sie die Mühe, dem Mann das Familienleben teuer und wert zu machen, nicht scheuten, wenn sie immer schmuck und appetitlich sich kleideten und für reinliche Wohnung und einen guten Tisch sorgten. Die Männer sind es, die für das Brot sorgen, das Leben erhalten; an uns Frauen liegt es, daselbe zu verschönern und zu veredeln."

So sprach Lisbeth. Das war ihre Meinung, und so handelte sie stets. Wenn ihr Mann morgens aufstand, fand er seine Kleider geordnet und gereinigt, die Stiefel gepußt und geschmiert, sodas er nur ein Stück nach dem andern anziehen konnte. Er fand keinen Riß in den Hosen, es fehlte kein Knopf an dem Kittel. Lisbeth, seine Frau, unterzog allabendlich den ganzen Anzug einer gründlichen Prüfung und besserte alle schadhafte Stellen aus. Am Morgen kochte sie zwar auch Kaffee, ehe sie aber diesen aufstellte, legte sie mit einer kräftigen Mehlsuppe erst einen guten Grund. Denn, meinte sie, ein schlampiger Kaffee ist nicht zureichend für einen streng arbeitenden Mann. Ging der Lorenz zur Arbeit, dann entließ sie ihn mit einem freundlichen "B'hiit' Gott", und kam er mittags heim, dann fand er einen gekehrten Stubenboden, einen wohlgedeckten Tisch. Es blühte und blinkte an allen Wänden und durch die schneeweißen Tüllvorhänge sah man auf die mannigfaltigsten Blumen, die, von Lisbeths sorgfamer Hand gepflegt, mit farbenprächtigen Neizen die Gesimse der Fenster zierten. Liebenswürdig und freundlich, wie sie ihn mittags entlassen, empfing sie den Mann abends, wenn er von der Arbeit müde und hungrig nach Hause kam. Nach dem Nachtessen, dem sie immer, wie auch mittags, einen Krug Bier zugab, ließ sie, derweil sie das Geschirr spülte, den kleinen Wilhelm den Vater in Anspruch nehmen.

War aber die Küche in Ordnung, dann brachte sie den Kleinen zu Bett und widmete sich ganz dem Mann. Sie erkundigte sich freundlich nach dem Verlauf seiner Tagesgeschäfte, erzählte ihm ihre häuslichen Erlebnisse, besprach sich mit ihm über die Haushaltung, las ihm auch hie und da etwas vor oder ließ sich, während sie strickte, von ihm vorlesen.

Wenn er dann so dasaß, die Pfeife im Munde, in stiller, schöner Häuslichkeit, umgeben von der Sorgfalt und Liebe seines Weibes, wenn er sich umsah in seinem reinlichen, traulichen Stübchen, dann kam er sich nicht arm, sondern reich, sehr reich vor, und er begriff nicht, wie er früher im Wirtshaus, im Tabakqualm und Spettakel sich hatte wohl fühlen können.



Bei solchem Leben kam Lorenz auch, was seinen Geldbeutel betraf, vorwärts. Er verdiente, da er seiner Tüchtigkeit und Nüchternheit wegen ein schönes Geschäftsführer Stück Geld, Lisbeth verstand gut, sich kein extra Mezzehaus zu halten, und so konnten sie alle drei Monate ein hübsches Sparcasse tragen. Drei Jahre nach der Hochzeit reichte es zur Begründung eines eigenen Geschäftes, und heute kam man einem der besten Häuser in Wilmfingen ein großes Schild sehen mit der Aufschrift:

"Lorenz Huber, Zimmermeister."

**Unerwartete Antwort.**

Der ehemalige österreichische General von K., der sich einbildete, bei seinen Soldaten sehr beliebt zu sein, hatte sich von einigen Schmeichlern einreden lassen, er werde von seinen Soldaten nicht anders genannt, als "der Vater des Regiments". Um hiervon zu überzeugen, fragte er einst einen Rekruten "Mein Sohn, weißt du, wer ich bin?" — "Ja Herr, Sie sind der Herr General, der Herr General von K." — "Schön, antwortete dieser, wenn ihr aber unter euch wie nennt ihr mich da? Ich habe doch einen Namen?" Der Soldat grinste, sagte aber nicht, "Nun, du brauchst dich nicht zu genieren," ermutigte ihn der General, "sage es nur offen heraus, ich befehle es dir." Da galt nun kein Schweigen mehr, und, die Hände an der Hosennaht, rief der Rekrut "Er awattelschnapper, zu Befehl, Excellenz." Der Herr General wandte sich kurz um; er soll nie wieder einen Soldaten nach seinem Zunamen gefragt haben.